

Transzendenzen - Ambivalenzen: Onlinedating und das Versprechen auf die Befreiung der Liebe im Netz

Dröge, Kai

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dröge, K. (2013). Transzendenzen - Ambivalenzen: Onlinedating und das Versprechen auf die Befreiung der Liebe im Netz. In A. Rusconi, C. Wimbauer, M. Motakef, B. Kortendiek, & P. A. Berger (Hrsg.), *Paare und Ungleichheit(en): Eine Verhältnisbestimmung* (S. 80-98). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-69812-0>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Transzendenzen – Ambivalenzen. Onlinedating und das Versprechen auf die Befreiung der Liebe im Netz¹

Zusammenfassung

Onlinedating ist in den letzten Jahren zu einem Massenphänomen geworden und hat sowohl in der Wissenschaft als auch in der allgemeinen Öffentlichkeit eine breite Debatte ausgelöst. Interessanterweise werden dabei teils große Hoffnungen auf eine Aufweichung der gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktionen und den Abbau von Ungleichheiten formuliert. Der Artikel zeigt auf der Basis eigener Forschungen, wie ambivalent sich diese Hoffnungen in der Praxis tatsächlich darstellen. Dahinter steht die These, dass sich im Phänomen Onlinedating zwei sehr ähnlich gelagerte kulturelle Befreiungsnarrative der modernen Gesellschaft kreuzen: einerseits das romantische Ideal mit seinem Versprechen auf eine freie und selbstbestimmte Liebe sowie andererseits der Diskurs um die Potenziale des Internets für soziale Umwälzungen und seine befreiende Wirkung auf die sozialen Geschlechterkategorien und -verhältnisse.

Schlüsselwörter

Romantische Liebe, Internet, Gender, Onlinedating, Empirische Forschung

Summary

Transcendencies – ambivalences. Online dating and the promise of liberating love on the internet

Online dating has in recent years become a mass phenomenon, leading to an extensive debate in the scientific world as well as among the general public. Interestingly, this new form of dating has raised great expectations in regard to a blurring of classic gender identities and the abolition of inequalities. The article analyzes, on an empirical basis, how ambivalent these expectations are in practice. In doing so, I follow the general assumption that online dating is characterized by the intersection of two cultural 'liberation narratives' of modern society: the romantic ideal that promises free and autonomous love and the discourse about the internet and its potential to reshape society in general and gender categories in particular.

Keywords

romantic love, internet, gender, online dating, empirical research

Einleitung

Die Soziologie der Paarbeziehungen und der Liebe ist ein schwieriges Unterfangen. Dies gilt umso mehr, wenn es um den Beginn und die frühe Phase des Kennenlernens geht. Sich zu verlieben ist eine so direkte und unvermittelte Erfahrung, so privat und individuell, dass die Gesellschaft mit ihren Normen, Zwängen und Ungleichheiten dar-

¹ Ich danke Julia Meyer, Olivier Voirol, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Seminars „Médias, communication et culture II: théories critiques“ (Herbstsemester 2009) an der Universität Lausanne, den Mitgliedern des Arbeitskreises „Medienkultur und Ästhetik“ am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main sowie der Gutachterin/dem Gutachter für anregende Diskussionen und Inspirationen.

in keinen Platz zu haben scheint. Gleichzeitig aber ist kaum ein Erfahrungsbereich in unserer Gesellschaft so stark kulturell standardisiert und normiert wie dieser. Eine nicht enden wollende Flut an Liebesromanen, Liebesfilmen und Liebesliedern legt beredtes Zeugnis davon ab. Hier werden kulturelle Skripte, Deutungs- und Handlungsmuster (re-)produziert, die auch im Alltag das Erleben dessen, was wir Liebe und Verlieben nennen, maßgeblich formen (Jackson 1993). Insofern bleiben verliebte Subjekte soziale Subjekte, die noch in ihren tiefsten Emotionen kulturell und sozial geprägt sind – die Liebe selbst ist eine soziale Konstruktion, ohne die wir nicht empfinden würden, was wir empfinden, wenn wir uns verlieben.

Individualisiertes Erleben und gleichzeitige kulturelle Prägung stehen jedoch nur scheinbar in einem Widerspruch. Die Versprechen auf Individualität, Intimität und Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen sind selbst Teil der sozialen und kulturellen Konstruktion der Liebe in der Moderne (Honneth 2011). Noch in der ständischen Gesellschaft waren Paarbeziehungen bzw. Ehen eng mit der Ungleichheitsordnung der Gesellschaft verwoben. Frauen galten dabei primär als eine Art Tauschgut im Dienste der Stabilisierung oder Verbesserung der sozialen Position einer Familie (Shorter 1975). Dagegen versprach das romantische Ideal, das sich mit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft langsam als dominantes Beziehungsideal durchsetzte, eine tiefgreifende soziale Revolution: Im Prinzip sollte nun nicht mehr das soziale Umfeld, sondern allein die freie und wechselseitige emotionale Verbundenheit der Beteiligten selbst ausschlaggebend sein. Die Letztbegründung von Liebe und Paarbeziehung wurde von äußeren, sozialen Kriterien auf innere, vor allem emotionale Maßstäbe umgestellt (Lenz 2006, Honneth 2011).

Dies hatte auch Auswirkungen auf die soziale Konstruktion der Geschlechteridentitäten und Geschlechterverhältnisse. Erstmals in der europäischen Geschichte wurden Frauen als „autonome Gefühlssubjekt[e]“ (Lenz 2006: 221) anerkannt, die selbst entscheiden können sollten, wen sie liebten. Dies ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil es historisch neu ist, sondern auch, weil Frauen in anderen sozialen Sphären wie etwa der Politik oder der Erwerbsarbeit zunächst keine vergleichbaren Autonomiezusagen gemacht wurden.

Allerdings muss man einräumen, dass die gesellschaftliche Praxis die Freiheitsversprechen des romantischen Ideals bis heute nicht vollständig eingelöst hat. So galten die neuen Freiheiten zunächst nur um den Preis, dass sich das Paar dem bürgerlichen Modell von Ehe und Familie mitsamt den darin enthaltenen, asymmetrisch konstruierten Geschlechtsidentitäten unterordnete. Inzwischen ist die Dominanz dieses Modells zwar teilweise gebrochen, aber die klassischen geschlechtlichen Zuschreibungen und Machtasymmetrien in der Liebe sind damit keineswegs verschwunden (Herma 2009). Wenn man also mit Blick auf heutige Paarbeziehungen danach fragt, in welchem Maß sie durch Geschlechterungleichheiten geprägt und überformt sind, dann sollte man dies auch in einem weiteren historischen Kontext tun und prüfen, wie es aktuell um die Realisierung des Freiheitsversprechens des modernen Liebesideals bestellt ist.

Abhängig davon, welche Phase einer Liebesbeziehung man betrachtet, fällt das Ergebnis dieser Prüfung unterschiedlich aus (Burkart 1997). Die folgende Analyse kon-

zentriert sich auf den Beginn. Für diesen Bereich sind in den letzten Jahren aus unerwarteter Richtung neue Impulse gekommen. Das Internet hat sich zunehmend als neuer Ort des Kennenlernens und Verliebens etabliert, neben den klassischen Kontexten wie Schule, Beruf, Freundeskreis oder Freizeit. Interessant ist dies unter anderem deshalb, weil das neue Medium in vielerlei Hinsicht ähnliche Freiheitsversprechen transportiert wie das romantische Liebesideal. Diese Parallelen werde ich unten weiter ausführen.

Inzwischen ist Onlinedating, also die mehr oder weniger gezielte Suche nach einem Partner oder einer Partnerin im Internet, zu einem Massenphänomen geworden (SBV 2010). Sowohl in der Wissenschaft als auch in der allgemeinen Öffentlichkeit ist in den letzten Jahren eine breite Diskussion über dieses Phänomen in Gang gekommen (Illouz 2006, 2011; Kaufmann 2011; Bauman 2010). Auffällig ist, dass sowohl KritikerInnen als auch BefürworterInnen die PartnerInnensuche im Internet als nur vergleichsweise wenig von sozialen Ungleichheiten tangiert sehen. Gerade im Hinblick auf die Kategorie Geschlecht werden zum Teil große Hoffnungen auf eine Aufweichung der eingespielten Identitätszuschreibungen formuliert. Und hier ist es wiederum das weibliche Geschlecht, das am stärksten von den Freiheitsmomenten des neuen Mediums profitieren soll (Kaufmann 2011).

Diese Hoffnungen sollen im Folgenden einer genaueren Prüfung unterzogen werden. Dabei gehe ich von der These aus, dass sich in den Deutungen des Phänomens Onlinedating sowie in den daraus abgeleiteten Erwartungen der AkteurInnen zwei sehr ähnlich gelagerte kulturelle Befreiungsnarrative kreuzen, die in unterschiedlichen sozialen Kontexten ihren Ursprung haben. Diese Befreiungsnarrative sind einerseits das romantische Ideal mit seinem Versprechen auf eine freie und selbstbestimmte Liebe – gerade auch für Frauen – und andererseits der Diskurs über die Potenziale des Internets für soziale Umwälzungen und dessen befreiende Wirkung auf die sozialen Geschlechterkategorien und -verhältnisse. Erst wenn man diesen Hintergrund in die Betrachtung mit einbezieht, kann man verstehen, was das Internet heute als neuen Ort der PartnerInnensuche so attraktiv macht und wo die größten Enttäuschungspotenziale liegen.

Empirisch stützt sich die Analyse auf Ergebnisse eines kürzlich abgeschlossenen Projektes zum Thema Onlinedating, das ich gemeinsam mit Olivier Voirol in der Schweiz durchgeführt habe. Das Projekt ging aus einer Kooperation zwischen der Universität Lausanne und dem Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main hervor und wurde vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert.² Von 2009 bis 2012 haben wir rund 25 qualitative Tiefeninterviews mit Nutzerinnen und Nutzern von Onlinedating-Seiten im Alter von 20 bis 53 Jahren aus unterschiedlichen Teilen der Schweiz geführt. Außerdem wurden Struktur und Aufbau der größten schweizerischen Datingseiten mit einem ethnographischen Zugang untersucht. Unser Sample hat einen konventionellen Bias und bildet bei Weitem nicht die ganze Variationsbreite ab, die es in diesem Bereich gibt. Dies ist gewollt, da unsere zentralen Forschungsfragen unter anderem darauf zielen zu untersuchen, was geschieht, wenn das Internet sich zu einem „normalen“ Ort

2 FNS Nr. 10015-122617/1 – mehr Informationen zum Projekt im Forschungsblog unter www.romanticentrepreneur.net.

des Kennenlernens inmitten des gesellschaftlichen Mainstreams entwickelt. Aus diesem Grund konzentriert sich die Untersuchung auf „Mainstream-Webseiten“ mit einer starken (wenngleich nicht ausschließlichen) Orientierung auf heterosexuelle, monogame, längerfristige Liebesbeziehungen. Zwar kommen andere Orientierungen und Erfahrungen in den Interviews durchaus vor; systematische Aussagen können wir darüber jedoch nur sehr begrenzt machen.

In der folgenden Analyse wird sowohl aus den ethnographischen Analysen als auch aus den Interviews ausführlich berichtet. Drei kompakte forschungsnahe Schilderungen wechseln sich mit allgemeineren Überlegungen und Analysen ab. Diese Darstellungsform versucht, sich der klassischen Entscheidung zwischen einem deduktiven oder induktiven Vorgehen zu widersetzen und stattdessen Empirie und Theorie produktiv miteinander ins Gespräch zu bringen.³

Das Kurzporträt von Sarah⁴ und der nachfolgende Abschnitt über das „männliche und weibliche Internet“ klären grundlegende Fragen nach Geschlechterdifferenzen und -ungleichheiten in der Internetnutzung sowie jene nach der Bedeutung des Internets als Beziehungsmedium. Darauf aufbauend kreisen die Analyse des Anmeldeprozesses der Dating-Webseite FriendScout24 und das anschließende Kapitel um die Frage von Freiheitspotenzialen für Nutzerinnen sowie um die ambivalente Rolle des Körpers, der zugleich ab- und auf spezifische Weise anwesend ist. Das Porträt von Carol und der darauffolgende Abschnitt setzen die Analyse der Freiheitsversprechen und ihrer Ambivalenzen fort, nun allerdings ausgehend von dem zweiten oben angesprochenen Befreiungsnarrativ: dem romantischen Ideal der selbstbestimmten Liebe. Der Schlussteil widmet sich schließlich der Frage, was von den Freiheitspotenzialen des Internets bleibt, wenn die Beziehung die Grenzen des Mediums überschreitet.

Insgesamt besteht keineswegs der Anspruch, damit eine umfassende und abschließende Bilanz zur Frage geschlechtsspezifischer Ungleichheiten bei der PartnerInnen-suche im Internet vorzulegen. Dies würde der Tatsache nicht gerecht werden, dass die Entwicklungen hochdynamisch und zudem durch viele Ambivalenzen und Gegenläufigkeiten gekennzeichnet sind. Ziel ist es, diese Ambivalenzen in einigen wichtigen Dimensionen herauszuarbeiten.

Sarah

Sarah ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt. Sie weiß noch gut, wann das Internet in ihr Leben getreten ist. Es war vor sieben Jahren, sie war noch Schülerin und wohnte zuhause, da haben ihre Eltern einen Internetanschluss bekommen – „juhuu, endlich“, erinnert sie sich und lacht.

Später, nach der Schule, bekommt das Internet noch eine viel existenziellere Bedeutung in ihrem Leben. Sie macht eine Ausbildung in einem Schweizer Berghotel, hat

3 Ich lehne mich hier an die Darstellungsform des „soziologischen Porträts“ an, vgl. Honegger/Neckel/Magnin 2010.

4 Die Namen wurden anonymisiert.

unregelmäßige Arbeitszeiten und lebt manchmal wochenlang abgeschieden in dem kleinen Bergort. „Und dann: Internet, meine Rettung. ... Es ist einfach wirklich überlebensnotwendig gewesen.“ Das Netz wird ihr Fenster zur Welt, aber vor allem ein Beziehungsmedium, ein Mittel gegen die Einsamkeit, der primäre Ort ihrer sozialen Kontakte jenseits des Berufs.

In dieser Zeit beginnt sie auch mit Onlinedating. Das habe sich so ergeben, betont sie, eigentlich wollte sie nur Kontakte knüpfen, auch zu Frauen, eben Leute kennenlernen. Aber tatsächlich sind es dann vorwiegend Männer, mit denen sie chattet, E-Mails austauscht, die sie trifft. Sie legt Profile auf verschiedenen Netzwerk- und Datingseiten an, ist auch bei Facebook aktiv. Das Internet und die dort geknüpften Kontakte werden zu einem wesentlichen Inhalt und Ankerpunkt ihres privaten Lebens. Sie zieht mehrfach um, und immer ist es das Erste und Wichtigste, dass der Internetanschluss funktioniert. Dort ist ihr eigentliches Zuhause, egal, wo sie gerade wohnt. Aus den Internetbekanntschaften entwickeln sich Treffen außerhalb des Netzes und eine erste, längere Liebesbeziehung.

Heute hat sie ihre Hotelausbildung abgeschlossen und studiert Musik. Sie hat wieder mehr Gelegenheiten, Leute außerhalb des Internets kennenzulernen, geht aus, macht Straßenmusik. Aber immer noch ist das Internet ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens: „Internet, nach wie vor, eine super Sache, ... ich liebe es eben!“

Vom männlichen und weiblichen Internet

Wenn man sich mit der Frage nach Geschlechterungleichheiten im Internet beschäftigt, begegnet man immer wieder einem alten Vorurteil: Als technisches, computerbasiertes Medium sei das Internet eine Männerdomäne und spiele in weiblichen Lebenswelten nur eine Nebenrolle. Auch wohlmeinende politische Initiativen, wie etwa das Programm „Frauen ans Netz“ des Bundes und verschiedener privater Träger, reproduzieren ungewollt das Geschlechterstereotyp der Frau als technikfernes „Defizitwesen“ (Winker 2004: 123), dem durch Förderprogramme, Kurse und ermutigende Worte zu mehr Technik- und Medienkompetenz verholfen werden muss.

Der eben geschilderte Fall von Sarah stellt hier ein Gegenbeispiel dar. Sie hat sich das Internet als Medium angeeignet; in einer spezifischen biographischen Situation ist es gar zu einem zentralen Lebensinhalt geworden. Allgemeine Statistiken zur Internetnutzung zeigen auch heute noch eine gewisse Geschlechterungleichheit, allerdings mit deutlichen Generationeneffekten: In der jungen Altersgruppe zwischen 14 und 29 Jahren, der Sarah angehört, liegen Frauen sogar leicht vorn (Initiative D21 2011: 43f.).

Die männliche Vereinnahmung des Internets im öffentlichen wie im wissenschaftlichen Diskurs wurde von feministischer Seite schon früh kritisiert. Eine solche provokante Gegenposition nimmt etwa die US-amerikanische Cyberfeministin⁵ Sadie Plant

5 Der Begriff des Cyberfeminismus hat eine schillernde Geschichte und bezeichnet weniger eine klar identifizierbare Bewegung als vielmehr einen Kreuzungspunkt verschiedener Diskurse, die sich im Verlauf der 1990er Jahre in der Kunst, Wissenschaft und feministischen Politik entwickelt haben

(1998) ein, die eine dezidiert weibliche Deutung des Internets vorlegt. Sie argumentiert, dass Männer in der netzartigen Struktur des neuen Mediums, das keine klaren Hierarchien und zentralen Machtpositionen kenne, strukturell im Nachteil seien, denn ihr Einfluss habe sich historisch gerade auf die Besetzung solcher zentralen Machtpositionen gestützt. Nun kann man diskutieren, ob sie die tatsächlichen Machtasymmetrien im Internet nicht unterschätzt (Stegbauer 2001). Jedoch ist weitgehend unbestritten, dass das Internet ein Kommunikations- und Beziehungsmedium darstellt, in dem der Aufbau und die Pflege von Freundschafts- und Beziehungsnetzwerken eine zentrale Bedeutung einnehmen (Schmidt 2009). Damit etabliert sich das Internet in einer sozialen Sphäre, die in unserer Gesellschaft traditionell weiblich konnotiert ist – nicht, weil Frauen essentiell „Beziehungswesen“ wären, sondern weil ihnen die Arbeitsteilung in der modernen Gesellschaft diese Position zugewiesen hat. Vor diesem Hintergrund überrascht es wenig, dass weibliche Nutzerinnen auf sozialen Netzwerkseiten wie Facebook, Twitter oder MySpace überproportional stark vertreten sind (Hampton et al. 2011: 11).

Allerdings sind die Verhältnisse nicht mehr ganz so eindeutig, wenn man das Phänomen Onlinedating betrachtet. Viele AnbieterInnen, die auf heterosexuelle Beziehungen fokussiert sind, werben zwar mit einem zahlenmäßig mehr oder weniger ausgeglichenen Verhältnis von Männern und Frauen. Unsere eigenen Stichproben sowie die Zahlen, die dazu aus anderen unabhängigen Quellen existieren (Schulz et al. 2008; Fiore 2004; Brym/Lenton 2001), deuten allerdings darauf hin, dass der Männeranteil tatsächlich weit größer ist. Angesichts der Tatsache, dass Onlinedating in den Kern der weiblich konnotierten Sphäre unseres Privat- und Intimlebens zielt, erstaunt es, dass Frauen gerade hier unterrepräsentiert sind.

Unsere Interviews bieten eine plausible Erklärung für dieses Phänomen. Denn trotz seiner inzwischen weiten Verbreitung hat Onlinedating immer noch einen „schlechten Ruf“, wie Sarah sagt. Es steht unter dem Verdacht, hier seien vor allem beziehungsunfähige Außenseiterinnen und Außenseiter unterwegs – unattraktiv, soziophob, ohne Chance, auf anderem Weg eine Partnerin oder einen Partner zu finden (vgl. auch Dombrowski 2011; Brym/Lenton 2001: 39). Unsere Gesprächspartnerinnen und -partner kennen diese Vorurteile, teilen sie sogar häufig selbst. Deshalb finden sich in den Interviews oft lange Rechtfertigungsdiskurse, die erklären sollen, warum sie Onlinedating betreiben, aber trotzdem nicht zur Kategorie jener vermeintlich „typischen“ Internetnutzerinnen und -nutzer gehören, die sonst keinen Anschluss finden.

Für Frauen ist dieser Rechtfertigungsdruck besonders hoch. Zwar ist Weiblichkeit heute nicht mehr ausschließlich auf die private Sphäre der Familie, Paarbeziehung und persönlichen Beziehungen festgelegt wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Aber immer noch stehen Frauen in diesem Bereich unter einem besonderen Bewährungsdruck. Es gehört in unserer Gesellschaft zum Kernbestand weiblicher Identitätsmodelle, dass

(vgl. für einen Überblick Weber 2001). Immer geht es auf die eine oder andere Weise darum, die Potentiale des neuen Mediums Internet für feministische Praktiken und eine Dekonstruktion klassischer Geschlechterrollen zu erkunden. Eine Reihe von Konferenzen, die mit einem Workshop auf der Documenta X 1997 in Kassel ihren Anfang nahm, hat versucht, diese heterogenen Ansätze unter einem gemeinsamen Dach zu bündeln.

Frauen attraktiv, anziehend und sexy sowie beziehungsfähig, kommunikativ und sozial kompetent sein sollen – alles Eigenschaften, die den vermeintlich typischen Nutzerinnen und Nutzern von Onlinedating-Plattformen gerade abgesprochen werden. Sarah hat daher bei ihren Verabredungen immer wieder den Eindruck, dass sie durch ihr Gegenüber einer kritischen Prüfung unterzogen wird: „Wo ist der Fehler? ... Wieso suchst du jemand im Internet?“ Dabei ist ihr selbst unklar, ob die anderen tatsächlich einen solch kritischen Blick auf sie haben oder ob es eher die eigenen Selbstzweifel sind, die sie hier auf ihr Gegenüber projiziert. Unabhängig davon wird aber deutlich, welches identitäre Wagnis der Schritt ins Internet für sie darstellt. Attraktivität und Beziehungsfähigkeit unter Beweis zu stellen, sind zentrale weibliche „Bewährungsproben“ (Boltanski/Chiapello 2003) in unserer Gesellschaft. Dies wird auch in vielen anderen Interviews aus unserem Projekt immer wieder deutlich – etwa wenn Frauen nach einer Scheidung oder nach dem Ende einer langjährigen Beziehung einen starken Druck verspüren, sich rasch erneut auf dem Feld der Liebe und Paarbeziehungen zu bewähren, um das eigene Selbstbild zu stützen. Das Internet kann ein Ort dafür sein, und es bietet einige Vorteile, auf die noch einzugehen sein wird. Aber es ist gesellschaftlich noch nicht vollständig als ein legitimer Ort dieser Bewährungsproben anerkannt.

Wenn Frauen also auf Onlinedating-Plattformen unterrepräsentiert sind, dann hat das wenig mit mangelnder Medienkompetenz, geringer Technikaffinität oder generell einem „männlichen“ Medium Internet zu tun. Vielmehr sind es die spezifischen Rechtfertigungszwänge und die tendenziellen Bedrohungen weiblicher Identität, die hier eine maßgebliche Rolle spielen. Daher bedarf es häufig eines starken Rechtfertigungsnarrativs, das die drohende Gefahr für das eigene Fremd- und Selbstbild abzuwehren in der Lage ist. Für Sarah übernehmen die äußeren Umstände – ihre spezifische Lebenssituation in dem abgeschiedenen Bergdorf – diese Funktion. Diese Umstände lassen ihr keine andere Wahl als ihr Sozialleben ins Internet zu verlagern: „Das ist wirklich so ein bisschen, ähm, eine Notfallsituation gewesen“, erklärt sie rückblickend.

Wenn eine solche Rechtfertigung gefunden ist, dann kann die Nutzung des Internets als Beziehungsmedium allerdings auch durchaus positiv in den eigenen weiblichen Selbstentwurf integriert werden. Sarahs Erzählung etwa lautet: Gerade weil soziale Beziehungen für sie eine solch existenzielle Bedeutung haben, sucht sie auch angesichts widriger äußerer Umstände nach Mitteln und Wegen, diese in irgendeiner Form zu pflegen und auszuweiten. Und sie tut dies offensiv, selbstbestimmt und technisch auf der Höhe der Zeit mit den Mitteln, die das Beziehungsmedium Internet ihr dazu an die Hand gibt.

Der Weg hinein – FriendScout24

Wie einem Flaneur, der sonntags im Café sitzt und draußen vor dem Fenster die Objekte seiner Begierde an sich vorüberziehen sieht, so wird mir auch auf der Webseite von FriendScout24⁶ ein Fenster präsentiert, durch das im Sekundentakt neue Gesichter zie-

6 Ich beziehe mich im Folgenden auf die schweizerische Webseite von FriendScout24, die sich in ihrem Aufbau nur unwesentlich von den anderen Länderausgaben (Deutschland, Österreich, Spa-

hen. Fotos tauchen auf und Kurzbeschreibungen: „Tulpe68, 40 Jahre, aus Zürich – braune Augen, schlanke Figur, isst gern mexikanisch“. Oder: „Bademeister_Paul, 19 Jahre, aus Appenzell – braune Augen, normale Figur, schwimmt gerne“. Zum Greifen nah erscheinen diese Figuren, und doch sind sie nach einem kurzen Moment wieder verschwunden. Unaufhörlich erscheinen neue Gesichter, die suggerieren: Hinter diesem Fenster liegt eine ganze Welt – ein schier unerschöpfliches Reich voll beziehungsfreudiger Singles, die nur auf eine Kontaktaufnahme warten.

Wenn ich auf eines der Gesichter klicke, werde ich unmittelbar auf eine Anmelde-seite geleitet. Die Welt hinter dem Fenster ist keine offene Welt, in die man unbemerkt hineinschlendern kann. Um sie zu betreten, muss man selbst zu einem Eintrag in dem Fenster werden, man braucht eine Identität. Zunächst reichen wenige Angaben aus, um sich zu registrieren. Aber damit ist das eigene „digitale Selbst“ (Voirol 2010) noch lange nicht fertig. In E-Mails und Hinweisen auf der Seite wird man immer wieder aufgefordert, sich weiter zu vervollkommen, mehr Rubriken des eigenen „Profils“ auszufüllen, zusätzliche Fotos einzustellen, einen Persönlichkeitstest zu machen etc.

Onlinedating verlangt eine spezifische Form der Arbeit an sich selbst und an der eigenen Identität, die durchaus mühsam sein kann, aber auch interessant und lehrreich. Im Hinblick auf eineN zunächst völlig abstrakteN „generalized other“ (Mead 1973) – die potenziellen Besucherinnen oder Besucher meiner Profilseite – muss ich mich selbst entwerfen. Dazu bietet mir die Seite unter anderem einen Katalog mit rund 30 Fragen und 170 vordefinierten Auswahlmöglichkeiten an, die von der Augenfarbe bis zum Jahres-einkommen und vom Kinderwunsch bis zu den Essgewohnheiten reichen. In einem weiteren Bereich lassen sich mit nahezu identischen Kategorien auch die eigenen Partnerinnen- oder Partnerwünsche detailliert eingrenzen. Aus der Situation der Flaneurin bzw. des Flaneurs, die/der andere beobachtet, ohne selbst mitzuspielen, führt der nächste Schritt also erst einmal weg von den anderen und direkt zu mir selbst. Eine Identität muss entworfen sowie mit den Mitteln der Seite textualisiert und bebildert werden. Ebenso gilt es, dem eigenen Begehren eine Form zu geben, sich also ein gewünschtes Gegenüber zu imaginieren.

In einem nächsten Schritt kommen nun konkrete andere ins Spiel und bereichern das Bild meines Selbst weiter an. Jede Person, die mein Profil ansieht, hinterlässt unauslöschliche Spuren. Eine Liste der „neuen Besucher“ informiert mich jederzeit, wer da war; die Anzahl neuer Nachrichten oder Chatfragen lässt erahnen, ob ihnen gefallen hat, was sie sahen. Jetzt bin ich selbst im Fenster, ich werde von anderen angeschaut und kann mich zugleich selbst dabei beobachten, wie ich auf sie wirke. „Je ausführlicher Ihr Profil ist, desto mehr Aufmerksamkeit erwecken Sie bei Flirtpartnern“, rät FriendScout24. Die Arbeit an sich selbst ist nie abgeschlossen.

nien, Italien, Belgien, Niederlande) unterscheidet. Die vorliegende Analyse basiert auf Screenshots der Webseite unter www.friendscout24.ch, die im Jahr 2010 im Rahmen unserer Forschung erstellt wurden. Seitdem hat sich das Layout der Seite in Teilen, aber nicht grundlegend geändert.

Die Freiheitsversprechen des Internets

Als das Internet sich in den 1980er und frühen 1990er Jahren gesellschaftlich durchzusetzen begann, verbanden sich damit große Erwartungen – nicht nur auf eine Revolution unserer Kommunikationsformen, sondern auch auf mehr Egalität, Gleichberechtigung und individuelle Freiheit. Das Internet wurde zu einem Sehnsuchtsort für eine soziale Utopie des besseren Lebens (McLuhan 1962; Rheingold 1993; Turner 2006; Voirol 2009; Dröge 2012). „Ubiquitous networked computing had arrived, and in its shiny array of interlinked devices, pundits, scholars, and investors alike saw the image of an ideal society: decentralized, egalitarian, harmonious, and free“ (Turner 2006: 1).

Dieses Freiheitsversprechen des neuen Mediums bezog sich auch auf die Kategorie Geschlecht. Neben der schon erwähnten Streitschrift von Sadie Plant (1998) waren es vor allem Donna Haraways „Cyborg Manifesto“ (1991) und Sherry Turkles „Life on the Screen“ (1996), die zu Gründungsdokumenten eines Cyberfeminismus wurden, der sich von den virtuellen Vergemeinschaftungsformen im Internet einen tiefgreifenden Wandel, ja sogar die tendenzielle Auflösung gesellschaftlicher Geschlechterkategorien erhoffte. Anlass dazu gab vor allem die Möglichkeit, die eigene Identität im Internet freier und ungebundener selbst zu entwerfen. Der Cyberfeminismus verknüpfte dies mit der aus den konstruktivistischen und poststrukturalistischen Gendertheorien übernommenen Einsicht, dass Geschlechtsidentitäten grundsätzlich plural und variabel sind und erst im Zuge eines gesellschaftlichen Normierungsprozesses auf das binäre Muster der Zweigeschlechtlichkeit festgelegt werden. Die Identitätsexperimente im Internet sollten diese Normierungsprozesse unterlaufen und damit die soziale Konstruiertheit und prinzipielle Veränderbarkeit von Geschlechterkategorien endlich für breite Gesellschaftsschichten konkret erfahrbar machen (Carstensen 2009).

Tatsächlich lässt man einen Teil der eigenen sozialen Identität zunächst einmal hinter sich, wenn man in eine Online-Interaktion eintritt. Das Internet ist ein Medium der „weak social context clues“ (Sproull/Kiesler 1986). Seine „dünne“, primär textbasierte Kommunikation übermittelt nur wenige Informationen über die soziale Position eines Gegenübers. So hat man in der Regel kein oder nur ein sehr reduziertes Bild des Äußeren, womit sowohl bestimmte materielle Statussymbole wie Kleidung etc., aber auch körperliche Attribute wie die äußeren Geschlechtsmerkmale, Hautfarbe, Alter etc. unserer direkten Wahrnehmung entzogen sind. Daher gilt das Internet als ein sozialer Interaktionsraum, der zu einem experimentellen Umgang mit der eigenen Identität einlädt, der es ermöglicht, die sozialen Restriktionen des *real life* hinter sich zu lassen und neue Identitäten zu entwerfen, die ein anderes Geschlecht, einen anderen Körper und andere soziale Statusmerkmale besitzen können (vgl. Turkle 1996, 2010). Das Fehlen von „social context clues“ birgt also ein Potenzial der Befreiung, es öffnet einen Raum für das experimentelle Überschreiten der Begrenzungen, in die das Individuum sonst durch seine Klassen- oder Schichtzugehörigkeit, sein Geschlecht und seinen Körper eingeschlossen ist.

Auch der am Beispiel von FriendScout24 beschriebene Weg in die Welt des Onlinedatings zeigt sehr deutlich, welche umfassenden Möglichkeiten des reflexiven

Selbstentwurfes das Internet bietet bzw. geradezu erfordert. Aber dieses Beispiel macht zugleich auch auf die Ambivalenzen und Schattenseiten dieser permanent geforderten Arbeit an sich selbst aufmerksam.

Attraktiv daran ist aus der Sicht der von uns befragten Nutzerinnen neben den erweiterten Kontrollmöglichkeiten der eigenen Selbstdarstellung auch noch ein anderer Aspekt: In ihrer weiblichen Geschlechtsidentität werden sie, so ihre Erfahrung, immer noch häufig auf ihren Körper und ihre äußerliche Attraktivität reduziert. Das Internet verspricht demgegenüber einen gewandelten Modus des Kennenlernens, bei dem das eigene „innere Selbst“ stärker in den Vordergrund tritt. Zwar wird der experimentelle Freiraum des Internets, in den der Cyberfeminismus so große Hoffnungen setzt, auch genutzt, wie das folgende Porträt von Carol zeigen wird. Aber mindestens ebenso wichtig ist die tendenzielle Umkehrung des üblichen Prozesses der Annäherung zwischen potenziellen Partnerinnen bzw. Partnern: Während sonst die körperlich-sexuelle Anziehung und Attraktivität zumeist am Anfang stehen und der kommunikative Austausch und das wechselseitige Sich-selbst-Erzählen erst später folgen, verspricht das Internet – genau andersherum – ein Kennenlernen „von innen nach außen“ (Bühler-Ilieva 2006). Für Nutzerinnen verbindet sich damit die Hoffnung, so der Reduktion auf ihr Äußeres und dessen Entsprechung oder Nichtentsprechung mit den gesellschaftlichen Standards weiblicher Attraktivität zu entkommen (vgl. auch Kaufmann 2011: 37f.).

Allerdings sind diese Hoffnungen aus zwei Gründen trügerisch und die Erfahrungen damit sehr ambivalent. Erstens verhalten sich die Kategorien, in denen der eigene Selbstentwurf erfolgt, nicht neutral gegenüber diesem Entwurf. Vielmehr sind die gesellschaftlichen Stereotype und Körperbilder, denen die Nutzerinnen entkommen wollen, bereits in diese Kategorien selbst eingeschrieben. Ein prägnantes Beispiel dafür sind die Optionen zur Charakterisierung der eigenen „Figur“ im Profil von FriendScout24. Hier werden stereotype und normativ stark aufgeladene Körperbilder zur Auswahl angeboten: „schlank“, „athletisch“, „normal“, „paar Kilos mehr“ sowie „ziemlich stattlich“. Wer sich in diesen Kategorien selbst beschreibt, verortet sich damit zugleich in einem kompetitiven sozialen Raum, in dem es um die Entsprechung zu gesellschaftlichen normierten Körperidealen geht – wer ein „paar Kilos mehr“ hat, ist nicht nur virtuell zur Arbeit an sich selbst aufgefordert.

Solche gesellschaftlichen Idealvorstellungen und Stereotype ziehen sich – wenn gleich bisweilen weniger offensichtlich – durch fast alle Kategorien, die FriendScout24 zur eigenen Selbstbeschreibung anbietet (vgl. dazu ausführlicher Dröge 2012). So gibt es beispielsweise sehr differenzierte Fragen zur körperlichen Fitness und zum gesunden Essen. Stärker genussorientierte Lebensstile finden dagegen kaum Kategorien vor, die eine positive Selbstdarstellung erlauben würden. Hier reproduziert FriendScout24 ein gesellschaftlich normiertes Idealmodell des begehrenswerten Subjekts, das vor allem im feministischen Zweig der Gouvernementality-Studies prägnant herausgearbeitet wurde (Greco 2004; Trethewey 1999; Waring/Waring 2009). Zu diesem Modell gehört die Perfektionierung eines fitten und leistungsfähigen Körpers, die aktive Sorge um sich selbst und die eigene Gesundheit sowie die Mäßigung hinsichtlich schädlicher Genüsse wie

Rauchen oder *Fast Food*. Dies sind die zeittypischen Tugenden eines begehrten, anerkannten und sozial wie ökonomisch erfolgreichen Subjekts. Sie finden sich ganz ähnlich auch in gesundheits- und sozialpolitischen Diskursen, in populären Männer- und Frauenmagazinen, in den Prospekten der Wellnessindustrie, in den Körperidealen der heutigen Arbeitswelt etc.

Diesem Tugendkatalog ist keineswegs allein das weibliche Geschlecht unterworfen. Auch im Fall von FriendScout24 unterscheiden sich die Kategorien der eigenen Selbstbeschreibung nicht zwischen weiblichen und männlichen Profilen. Dennoch: Die besonders bei den weiblichen Nutzerinnen in unserem Sample ausgeprägte Hoffnung, im Internet der Dominanz gesellschaftlicher Körperbilder und daran geknüpfter Attraktivitätsnormen zu entkommen, erweist sich unter diesen Bedingungen als schwer realisierbar.

Allerdings gibt es noch einen zweiten Grund, weshalb die Freiheiten des eigenen Selbstentwurfs auf Onlinedating-Webseiten gewissen Restriktionen unterliegen. Denn dieser Selbstentwurf erfolgt generell unter den Augen von anderen. Zwar ist Identitätsbildung immer ein intersubjektives Geschehen, in dem die Perspektive der anderen eine zentrale Bedeutung hat (Mead 1973; Dröge 2010). Aber Onlinedating-Seiten verfügen über spezifische Mechanismen, die Reaktionen dieser anderen in besonderer Weise sichtbar und beobachtbar zu machen (Illouz 2006). Im Fall von FriendScout24 ist dies etwa die erwähnte Liste der neuen Profilbesucherinnen oder -besucher, die man fast immer im Blick hat, wenn man sich als angemeldetes Mitglied auf der Seite bewegt. Daneben versendet FriendScout24 wöchentlich per E-Mail eine sogenannte „Flirtstatistik“ mit einer tabellarischen Darstellung der Zahl der Profilbesucherinnen und -besucher sowie der Nachrichten, die diese hinterlassen haben – verbunden mit Tipps, wie sich die eigene Attraktivität steigern lasse. Solche und ähnliche Formen des permanenten „Attraktivitätsmonitorings“ finden sich auf allen gängigen Datingseiten. Die damit verbundenen Aufforderungen zur Selbstoptimierung werden in der Regel als Hilfestellungen deklariert, die den Kundinnen und Kunden zu einer erfüllten Partnerschaft verhelfen sollen. Tatsächlich verfolgen die DatinganbieterInnen hier aber auch ein vitales Eigeninteresse, denn eine hohe Zahl möglichst attraktiver Singles ist ihr größtes Kapital im Werben um neue, zahlungskräftige Kundschaft (Arvidsson 2005; Dröge/Voirol 2013).

Das Internet ist somit nicht nur ein Ort des freien Selbstentwurfs, sondern ebenso eine sozialisatorische Anstalt, in der die Subjekte die sozialen Regeln erlernen, nach denen in unserer Gesellschaft begehrte Subjekte konstruiert und unattraktive aussortiert werden. Diese Regeln zu verinnerlichen und damit einen Umgang zu finden, ist Teil der spezifischen Arbeit an sich selbst, die hier gefordert ist. Diese Arbeit ist im Unterschied zu anderen sozialen Kontexten vergleichsweise abstrakt. Sie beruht weniger auf dem Umgang mit Make-up, Modeaccessoires oder dem *Bodyshaping* im Fitnessstudio, sondern erfolgt primär in textueller Form, in Auseinandersetzung mit den vorgegebenen Klassifikationsschemata der Eingabemasken und im Selbstentwurf im Hinblick auf ein anonymes Publikum. Dies kann die Konstruiertheit von Selbst- und Körper-(re-)präsentationen bewusst machen und eröffnet gewisse Freiheiten, hiermit selbstbestimmter umzugehen. Gleichzeitig konfrontiert es die Nutzerinnen und Nutzer

aber auch radikal mit den gesellschaftlichen Normen des begehrenswerten Subjekts, zu denen sie sich auf die eine oder andere Weise in ein Verhältnis setzen müssen.

Carol

Carol ist Psychiatrieschwester, Mitte vierzig und lebt in einer größeren Schweizer Stadt. Sie kann schon fast als eine Pionierin des Onlinedatings gelten: Seit Ende der 1990er Jahre ist sie hier aktiv, vor allem in Chats und auf diversen Dating-Plattformen. Ihr zentrales Motiv ist die Neugier – Neugier auf unbekannte Menschen, neue Erfahrungen, Einblicke in fremde Lebenswelten.

Ihre erste Liebesbeziehung aus dem Internet ist ein Mann aus der Sodomasochismus(SM)- und Fetischszene. Obwohl sie selbst keine Neigung in diese Richtung hat, findet sie das Thema „unglaublich spannend“. Sofort stürzt sie sich in die Erkundung der Szene. Das wird für sie zu einer Grenzerfahrung, die sie zugleich fasziniert und abstößt. „Die Leute, die ich dort kennengelernt hab, so was von spannend, sag ich dir ... da tun sich ja Welten auf.“ Aber sie hört auch von Praktiken, die ihr zu weit gehen, „mit massiven Schmerzen, mit Blut, mit Exkrementen, mit Kindern sowieso und Tieren. ... Also, da ist bei mir dann Stopp.“

Es ist das Internet, das ihr diese Grenzerfahrungen ermöglicht. Nicht der neue Partner führt sie in die Szene ein, sondern sie erkundet auf eigene Faust die unzähligen SM- und Fetischseiten im Internet. „Also was ich dort erlebt hab, in den Chats, der Wahnsinn!“ In der Beziehung wird die Fetischorientierung ihres Partners zunehmend ein Problem, schließlich trennen sie sich. Aber im Internet, mit dem Computer zwischen sich und dieser spannenden neuen Welt, taucht sie tief in die Szene ein. Die Distanz des Mediums bietet ihr Schutz, dort kann sie die Grenzen ihrer Neugier viel tiefer ausloten als in der Beziehung zu ihrem Partner.

Carol nutzt den Freiraum, den das Netz ihr bietet, auch für Experimente mit ihrer eigenen Geschlechtsidentität. Sie variiert ihr Alter, testet die Reaktion auf unterschiedliche Fotos, spielt mit kleinen doppeldeutigen Provokationen im Profiltext und legt sich probenhalber eine männliche Identität zu. Wieder ist es ihre Neugier, die sie zu diesen Experimenten motiviert, ihr Interesse an fremden Lebenswelten und daran, das „Balzverhalten“ zwischen den Geschlechtern einmal aus einer anderen Warte kennenzulernen.

Ihr nächster Partner ist zwölf Jahre jünger, auch dies eine neue Erfahrung für sie. Wieder stellt sich jedoch heraus, dass die im Internet aufgebaute Nähe, Vertrautheit und Intimität außerhalb des Internets nicht lange trägt. Die gesellschaftlichen Konventionen setzen sich durch, die anfangs noch aufregende Altersdifferenz wird jetzt zu einem Problem, die Beziehung geht auseinander. Carol macht noch öfter die Erfahrung, dass die Übergänge zwischen dem Internet und ihrem sonstigen Alltag schwierig sind und nur selten gelingen. Das verändert ihre Einstellung zum Internet: Die anfängliche Faszination und Neugier verschwinden nicht, aber sie bekommen einen schalen Beigeschmack, werden trügerisch. „Das ist so 'ne Nebenwelt, weißte, das ist ganz schwierig zu beschreiben. ... Das hat für mich nichts Reales. Echt nicht.“

Sie ist enttäuscht. Ihre Experimente im Internet sind für sie keine bloße Spielerei. Sie möchte die Freiräume und Entdeckungen, die das Medium ihr bietet, auch in ihr Leben jenseits des Internets übertragen. Als dies nicht gelingt, verliert das Freiheitsversprechen des Internets für sie seinen Reiz. Schließlich entscheidet sie, ihre Profile zu löschen. Ihre mehr als zehn Jahre währende Onlinedating-Karriere ist damit (vorerst) an ein Ende gelangt.

Das Internet, die Liebe und die Frauen

Im Vergleich mit den Anfängen in den 1990er Jahren ist heute eine gewisse Desillusionierung über die sozialrevolutionären Potenziale des neuen Mediums eingetreten. Trotzdem sind die Freiheitsversprechen des Internets gerade auch für weibliche Nutzerinnen immer noch attraktiv, wie das Beispiel von Carol illustriert. Die Experimente sind dabei nicht immer so weitreichend wie in den cyberfeministischen Zukunftsvisionen angedacht. Carol stellt ihre weibliche Identität nicht ernsthaft in Frage. Wenn sie sich im Netz ein männliches Profil zulegt, dann nicht in erster Linie, um die reale Möglichkeit eines Wechsels der eigenen Geschlechtsidentität praktisch auszuprobieren. Die Erfahrungen im Internet haben für sie auch nicht die Konsequenz, die Idee der Zweigeschlechtlichkeit aufzugeben oder zu relativieren, im Gegenteil: Die Unterstellung einer grundlegenden (wenngleich nicht zwingend naturalistisch gedachten) Unterschiedlichkeit von Frau und Mann weckt erst ihre Neugier auf die fremde, männliche Lebenswelt. Carols Alltagstheorie der Geschlechterverhältnisse ist, wenn man so will, eher differenztheoretisch als dekonstruktivistisch orientiert, und die Erfahrungen im Netz ändern daran zunächst wenig.

Dennoch sieht sie im Internet einen Freiraum, Geschlechterrollen zu verändern und neu zu definieren. Der Impuls dazu kommt jedoch von außerhalb des Mediums. Die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte haben in ihren Augen zu einer großen Unsicherheit geführt. „Der Mann hat seine Rolle nicht mehr, die Frau auch nicht. Keiner weiß mehr, wie er eigentlich sein soll, damit er richtig ist.“ In dieser Situation bietet das Internet einen Raum zur experimentellen Erprobung neuer Rollen und Identitäten: „Diese Partnerbörsen sind ja optimal, um sich auszutesten.“

Wenn Carol im Netz eine Beziehung mit einem Mann beginnt, der zwölf Jahre jünger ist als sie, dann kann dies als ein solcher Versuch gesehen werden, neue Beziehungsformen jenseits gesellschaftlicher Konventionen und klassischer geschlechtsstereotyper Rollenerwartungen auszuprobieren. Ähnliches gilt auch für ihre Erkundungen der SM- und Fetischsubkultur. Gerade in diesem letzten Beispiel wird deutlich, dass die experimentellen Freiräume, die das Internet bietet, sich nicht allein in den Möglichkeiten zur variablen Gestaltung der eigenen Selbstdarstellung erschöpfen. Hinzu kommt, dass das Medium durch die Anonymität bzw. Pseudonymität der Interaktionen einen geschützten Raum schafft, der Experimente erleichtert. Es legt eine Distanz zwischen das eigene Selbst und die anderen, auf die man sich zurückziehen kann, wenn einem die Invol-

viertheit in das Geschehen zu weit geht. Für Carol ist dies der Fall, als sie von sexuellen Praktiken innerhalb der SM-Szene erfährt, die ihre eigenen moralischen Standards und die Grenzen ihrer Toleranz verletzen. „Da war ich auch froh, war ich am PC, als ich so die Dinge gelesen habe“. In ihrer Beziehung gibt es diese Distanzierungsmöglichkeiten nicht in gleicher Weise. Deshalb lotet sie auch nicht hier die Grenzen ihrer Neugier und ihrer sexuellen Toleranz am Weitesten aus, sondern in dem geschützten Raum der Foren und Chats aus der SM- und Fetischszene.

Ganz ähnliche Beobachtungen macht Jean-Claude Kaufmann in seiner jüngsten Studie über Internetforen, Chats und Blogs zum Thema Sexualität und Paarbeziehungen (Kaufmann 2011; Dröge 2011). Er betont sehr stark, welche Freiheitsgewinne das Internet gerade für Frauen bietet, um neue Beziehungsformen und eine selbstbestimmtere Sexualität auszuleben. Er vergleicht das Internet dabei mit den Tanzlokalen, die in den 1920er Jahren zunächst in den USA und dann in Europa aufkamen (Kaufmann 2011: 75ff.). Auch sie bildeten einen Schutzraum, der einen bis dahin unbekanntem, unverbindlichen Kontakt zwischen den Geschlechtern ermöglichte, der sich dann als „Flirt“ gesellschaftlich institutionalisiert hat. Entscheidend dabei war die Reduktion der sozialen Kontrolle durch Eltern, Verwandte und andere Erwachsene, was die Tanzlokale als Orte einer aufkeimenden Jugendkultur boten. Onlinedating steht unmittelbar in dieser Traditionslinie. Es entzieht die Anfänge einer Liebesbeziehung oder einer sexuellen Affäre nicht nur der Beobachtung durch Eltern und Verwandte, sondern auch durch Freunde, Kolleginnen und den Rest des eigenen sozialen Umfeldes. Alleine vor dem Computermonitor muss Carol sich keiner dritten Person gegenüber rechtfertigen, warum sie einen zwölf Jahre jüngeren Mann attraktiv findet oder sich in die SM- und Fetischszene begibt.

Wir sehen in unseren Interviews immer wieder, dass Frauen diesen Freiraum gerne nutzen, dass sie bewusst einen Ort außerhalb ihres angestammten sozialen Umfeldes suchen und im Internet auch finden, um sich unbeobachtet auf die Suche nach einem Partner zu begeben. Kaufmann (2011: 92ff.) erklärt dieses Phänomen damit, dass Frauen heute immer noch einer viel stärkeren sozialen Kontrolle ihres Liebes- und Sexuallebens unterliegen als Männer. Daher hat das Freiheitsversprechen des Internets für sie eine besondere Attraktivität. Und auch Carol stellt fest: „Die Frauen sind selbstbewusster im Internet, find ich schon“.

Dies heißt nun nicht, dass das Internet ein Raum frei von Wertungen, Diskriminierungen und sozialer Kontrolle wäre, im Gegenteil: Kaufmann zeigt sehr anschaulich, wie schnell Frauen auch hier als „Schlampen“ abqualifiziert werden, wenn sie eine freiere Sexualität ausleben oder offener in Beziehungsfragen sind, als es die konventionellen Geschlechterrollen vorsehen. Aber die spezifischen Distanzierungsmöglichkeiten, die das Internet bietet, ermöglichen es grundsätzlich, sich von solchen negativen Klassifikationen unabhängiger zu machen. Wir sehen beispielsweise immer wieder, dass Frauen ihre verschiedenen Aktivitäten im Internet auf unterschiedliche digitale Identitäten verteilen. So entwirft Carol zeitweilig mehrere Parallelprofile, von denen einige sexuell offensiv sind, doppeldeutige Anspielungen enthalten sowie Fotos, die erotische

Phantasien beflügeln sollen, wohingegen andere züchtiger daherkommen und teils auf Fotos ganz verzichten.

Insgesamt betrachtet verspricht die PartnerInnensuche im Internet den weiblichen Nutzerinnen eine Reihe von Freiheitsmomenten, die allerdings historisch nicht neu sind, sondern auf eine lange Geschichte zurückverweisen. Es geht um einen flexibleren Umgang mit der zugeschriebenen Geschlechtsidentität und -rolle, um einen Schutzraum für Experimente und Variationen des eigenen Selbstentwurfs und um die Reduktion der sozialen Kontrolle. Vergleichbare Freiheiten sagt das romantische Ideal der Liebe den Frauen bereits seit Beginn der modernen Gesellschaft zu. Wenn Kaufmann das Internet heute in eine Linie mit den Tanzlokalen der 1920er Jahre stellt, dann verweist er damit auf eine lange historische Entwicklung, in der darum gerungen wurde, „spezielle Räume [zu schaffen], die vor den Blicken der Gesellschaft geschützt waren“ (Kaufmann 2011: 79), und in denen sich das romantische Versprechen auf eine selbstbestimmte Liebe endlich erfüllen sollte.

Schluss – diesseits und jenseits des Internets

Zwischen den Freiheitsversprechen, die im romantischen Liebesideal angelegt sind, und den Hoffnungen, die sich an das neue Medium Internet richten, gibt es viele Überschneidungen und Berührungspunkte. Ganz ähnlich, wie der „digital Utopianism“ (Turner 2006) der Anfangsjahre das Internet als einen Sehnsuchtsort jenseits der rationalisierten Vergesellschaftungsformen der westlichen Welt konstruierte, ist auch die Liebe in der modernen Gesellschaft immer wieder als eine solche Gegenwelt entworfen worden, die für das moderne Subjekt umso wichtiger wurde, je mehr alle anderen Lebensbereiche von den „kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen“ (Weber 1988: 225) erfasst wurden (vgl. ausführlicher Dröge/Voirol 2011). Die Liebe wurde zu einer „irdische[n] Religion“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 222ff.), die dem modernen Subjekt Transzenderfahrungen erlauben sollte – ganz ähnlich, wie auch die Anziehungskraft und das utopische Potenzial der virtuellen Welt des Internets wesentlich daraus folgen, dass es eine Transzendierung des Hier und Jetzt unseres Alltags verheißt, in räumlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht.

Insofern kann man davon sprechen, dass Onlinedating heute im Kreuzungspunkt zweier historischer Befreiungsnarrative steht, die jeweils auf eine eigene Geschichte verweisen. Allerdings sind dies nicht nur Geschichten einer sukzessiven Ausweitung von Freiheiten, sondern auch der Enttäuschungen und Ernüchterungen. Über die zumindest partielle Desillusionierung hinsichtlich der sozialrevolutionären Potenziale des Internets wurde schon kurz gesprochen. Aber auch das Befreiungsnarrativ der romantischen Liebe hat eine lange Historie der Nichteinlösung und Enttäuschung – verbunden mit immer wieder aufkeimenden sozialen Kämpfen um die Einlösung der Freiheitsversprechen dieses Ideals, wie sie in den letzten Jahrzehnten beispielsweise von der Schwulen- und Lesbenbewegung oder der Frauenbewegung ausgefochten wurden (Honneth 2011).

Wenn Carol im obigen Beispiel von einer „Nebenwelt“ spricht, die „nichts Reales“ habe, und wenn sie schließlich nach über zehn Jahren ihre Onlinedating-Aktivitäten enttäuscht aufgibt, dann deutet dies bereits an, dass auch das Internet dem romantischen Ideal der freien Liebe keineswegs endgültig zum Durchbruch verholfen hat. Der Zweifel und die Skepsis gegenüber dem Internet, die sich bei ihr einstellen, sind nicht untypisch. Viele unserer Interviewpartnerinnen und -partner machen ähnliche Erfahrungen: Wenn sie die Welt des Onlinedatings betreten, erleben sie mit großer Euphorie die schier unerschöpflichen Möglichkeiten, die sich ihnen hier bieten. Diese Begeisterung weicht jedoch nach und nach einer Enttäuschung, die sich vor allem daran entzündet, dass sich die aufregenden Erfahrungen im Internet nur schwer in den Alltag außerhalb dieses Mediums integrieren lassen.

Dies ist deshalb besonders gravierend, weil Onlinedating von vornherein als eine „transitorische“ Praxis angelegt ist (Dröge 2012). Es weist gewissermaßen konstitutiv über sich hinaus. In aller Regel geht es explizit um die Etablierung einer Beziehung außerhalb des Internets, also um die Überwindung der Mittelbarkeit des Online-Kontaktes hin zu jenem zentralen Ort von Unmittelbarkeit und Intimität, den unsere Kultur kennt: der Liebesbeziehung – sei es als Paar, als sexuelle Affäre oder als Familie.

Diese grundlegend transitorische Anlage der Praxis des Onlinedatings bringt spezifische Probleme mit sich. Ein großer Teil der befreienden, aufregenden, interessanten und Euphorie auslösenden Momente dieser Praxis beruht auf spezifischen Eigenheiten des Online-Kontaktes, sie lassen sich daher nur schwer aus diesem Kontext herauslösen. Nun ist es nicht nur im Internet so, dass der Prozess der Verstetigung und Veralltäglichen einer Paarbeziehung mit Zweifeln, Enttäuschungen und Desillusionierungen einhergeht (Burkart 1997). Aber Onlinedating fügt diesen Schwierigkeiten noch eine weitere hinzu. Es geht nicht nur darum, Verliebtsein in Liebe zu transformieren, sondern auch darum, die Emotionen und Erfahrungen, die sich im Online-Kontakt entwickelt haben, in die Offline-Sphäre zu übersetzen. Das ist keine leichte Aufgabe, und nicht selten scheitert die aufkeimende Beziehung genau an diesem Punkt (Dröge/Voirol 2011).

Der Prozess der Veralltäglichen der Liebe beinhaltet immer auch die Aufgabe, sich mit den gesellschaftlich eingespielten Geschlechterrollen und -identitäten auseinanderzusetzen und als Paar eine Haltung dazu zu entwickeln (Maiwald 2009). Auch hier kommen jedoch bei Beziehungen, die ihren Ausgang im Internet genommen haben, spezifische Schwierigkeiten hinzu. Wie ausgeführt, erlaubt dieses Medium in verschiedener Hinsicht eine Lockerung eingespielter Geschlechterrollen und bietet Freiheitsmomente, die gerade für Frauen eine hohe Attraktivität besitzen. Diese Freiheitsmomente sind jedoch eng an die spezifischen Bedingungen des Online-Kontaktes gebunden. Es gehört zu den größten Enttäuschungspotenzialen des Internets, dass sich die hier gewonnenen Freiheiten nur schwer in eine Beziehungsrealität außerhalb des Mediums integrieren lassen. Die Eigengesetzlichkeit des Online-Kontaktes, die diese Freiheitsgewinne ermöglichte, wird nun zu einem Problem, an dem die transitorische Praxis Onlinedating nicht selten scheitert – wie oben etwa am Beispiel von Carol zu sehen war (vgl. auch Kaufmann 2011).

Simone de Beauvoir hat schon Ende der 1940er Jahre die Freiheitsversprechen des romantischen Ideals als Ideologie kritisiert, weil die Aufwertung der Frauen in der Sphäre der Liebe und Paarbeziehung zugleich verschleierte, dass die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft insgesamt weiterhin sehr ungleich blieben (Beauvoir 1992 [1949]). Unter diesen Bedingungen lockte das romantische Freiheitsversprechen die Frauen in eine Position, in der sie dann tatsächlich in fast allen Dimensionen ihrer Existenz ihrem Ehemann untergeordnet und von diesem abhängig sind. Heute machen Frauen im Internet tendenziell ähnliche Erfahrungen. Sie erleben die Freiheitsmomente dieses Mediums einerseits als sehr attraktiv und verlockend, andererseits aber auch als trügerisch und sogar gefährlich. Denn das Internet weckt Hoffnungen auf einen Wandel der Geschlechterbeziehungen und eine selbstbestimmtere Liebe, die sich im gemeinsamen Alltag außerhalb des Mediums häufig nicht wie angestrebt realisieren lassen. Damit wird das Internet zu einer sowohl anziehenden, aber zugleich auch tendenziell gefährlichen Schein- oder Nebenwelt voll trügerischer Phantasien, Emotionen und Hoffnungen, die ein hohes Enttäuschungspotenzial beinhalten. Diese Hoffnungen deshalb – analog zur Argumentation von Simone de Beauvoir – als Ideologie zu brandmarken wäre falsch. Die Nutzerinnen, mit denen wir im Rahmen unserer Forschung gesprochen haben, sind keineswegs ideologisch verblendet, sondern im Gegenteil oft hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen des Internets für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse sehr reflektiert. Dies schließt auch ein, sich mit den Enttäuschungen, die sie hier erleben, nicht einfach abzufinden, sondern zu versuchen, zumindest einen Teil der Erfahrungen im Internet auch in ihrem Alltag außerhalb des Mediums zu realisieren. Möglich, dass das Internet dadurch längerfristig tatsächlich neue Impulse für einen Wandel der Geschlechterarrangements in der Liebe auch jenseits seiner eigenen Grenzen mit sich bringt.

Literaturverzeichnis

- Arvidsson, Adam. (2005). *Quality Singles: Internet Dating as Immaterial Labour* (Cultures of Consumption, Working Paper Series, Nr. 22). London: Birkbeck College.
- Bauman, Zygmunt. (2010). *Leben als Konsum*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beauvoir, Simone de. (1992). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbeck: Rowohlt.
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth. (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc & Chiapello, Ève. (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Brym, Robert J. & Lenton, Rhonda L. (2001). *Love Online: A Report on Digital Dating in Canada*. Zugriff am 10. November 2006 unter www.nelson.com/nelson/harcourt/sociology/newsociety3e/loveonline.pdf.
- Bühler-Ilieva, Evelina. (2006). *Einen Mausklick von mir entfernt. Auf der Suche nach Liebesbeziehungen im Internet*. Marburg: Tectum.
- Burkart, Günter. (1997). *Liebesphasen – Lebensphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?* Opladen: Leske + Budrich.

- Carstensen, Tanja. (2009). Gender Trouble in Web 2.0: Gender Relations in Social Network Sites, Wikis and Weblogs. *International Journal of Gender, Science and Technology*, 1(1), 106–127.
- Dombrowski, Julia. (2011). *Die Suche nach der Liebe im Netz: Eine Ethnographie des Online-Datings*. Bielefeld: Transcript.
- Dröge, Kai. (2010). Romantische Unternehmer im Netz. Widersprüchliche Identitätsangebote beim Online Dating. *WestEnd*, 27(2), 82–94.
- Dröge, Kai. (2011). Rezension zu: „Dombrowski: Die Suche nach der Liebe im Netz“ und „Kaufmann: Sex@mour“. *Sozialer Sinn*, 12(2), 354–359.
- Dröge, Kai. (2012). Transitorische Sozialbeziehungen oder: Wider die Ungleichheitsblindheit der Internetsoziologie. In Christian Stegbauer (Hrsg.), *Ungleichheit: Medien- und kommunikationssociologische Perspektiven* (S. 281–299). Wiesbaden: VS Verlag.
- Dröge, Kai & Voirol, Olivier. (2011). Online dating: The tensions between romantic love and economic rationalization. *Zeitschrift für Familienforschung*, 23(3), 337–358.
- Dröge, Kai & Voirol, Olivier. (2013). Prosumer der Gefühle. Zum emotionalen Produktionsregime des Web 2.0 am Beispiel von Online Dating Plattformen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 38(2), im Erscheinen.
- Fiore, Andrew Rocco Tresolini. (2004). *Romantic Regressions. An Analysis of Behavior in Online Dating Systems*. Boston: MIT.
- Greco, Monica. (2004). Wellness. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (S. 293–299). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hampton, Keith N.; Goulet, Lauren Sessions; Rainie, Lee & Purcell, Kristen. (2011). *Social networking sites and our lives*. Washington: Pew Research Center's Internet & American Life Project.
- Haraway, Donna J. (1991). A Cyborg Manifesto. Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In Donna J. Haraway, *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature* (S. 149–181). New York: Routledge.
- Herma, Holger. (2009). *Liebe und Authentizität. Generationswandel in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Honegger, Claudia; Neckel, Sighard & Magnin, Chantal. (Hrsg.). (2010). *Strukturierte Verantwortungsllosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt*. Berlin: Suhrkamp.
- Honneth, Axel. (2011). *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. (2006). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. (2011). *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Initiative D21. (2011). *(N)Onliner Atlas 2011. Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland*. München: TNS Infratest.
- Jackson, Stevi. (1993). Even Sociologists Fall in Love: An Exploration in the Sociology of Emotions. *Sociology*, 27(2), 201–220.
- Kaufmann, Jean-Claude. (2011). *Sex@mour: Wie das Internet unser Liebesleben verändert*. Konstanz: UVK.
- Lenz, Karl. (2006). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Luhmann, Niklas. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Maiwald, Kai-Olaf. (2009). Paarbildung als Selbst-Institutionalisierung. Eine exemplarische Fallanalyse. *Sozialer Sinn*, 10(2), 283–315.
- McLuhan, Marshall. (1962). *The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man*. Toronto: University of Toronto Press.
- Mead, George Herbert. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Plant, Sadie. (1998). *Nullen und Einsen. Digitale Frauen und die Kultur der neuen Technologien*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Rheingold, Howard. (1993). *The Virtual Community. Homesteading on the electronic frontier*. Reading: Addison-Wesley.
- SBV. (2010). *Der Online-Dating-Markt 2010–2011. Deutschland – Österreich – Schweiz*. Zugriff am 23. November 2012 unter www.singleboersen-vergleich.de/presse/online-dating-markt-2010-2011.pdf.
- Schmidt, Jan. (2009). *Das neue Netz*. Konstanz: UVK.
- Schulz, Florian; Skopek, Jan; Klein, Doreen & Schmitz, Andreas. (2008). Wer nutzt Internetkontaktbörsen in Deutschland? *Zeitschrift für Familienforschung*, 20, 271–292.
- Shorter, Edward. (1975). *The Making of the Modern Family*. New York: Basic Books.
- Sproull, Lee & Kiesler, Sara. (1986). Reducing social context cues: electronic mail in organizational communication. *Management Science*, 32(11), 1492–1512.
- Stegbauer, Christian. (2001). *Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Trethewey, Angela. (1999). Disciplined Bodies: Women's Embodied Identities at Work. *Organization Studies*, 20(3), 423–450.
- Turkle, Sherry. (1996). *Life on the Screen: Identity in the Age of the Internet*. London: Weidenfeld & Nicolson.
- Turkle, Sherry. (2010). Computerspiele als evokative Objekte: Von Projektionsflächen zu relationalen Artefakten. *WestEnd*, 7(2), 62–81.
- Turner, Fred. (2006). *From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Voirol, Olivier. (2009). *Paradoxes of participatory culture* [Unveröff. Manuskript]. Frankfurt/M.
- Voirol, Olivier. (2010). Digitales Selbst: Anerkennung und Entfremdung. *WestEnd*, 7(2), 106–120.
- Waring, Amanda & Waring, Justin. (2009). Looking the Part: Embodying the Discourse of Organizational Professionalism in the City. *Current Sociology*, 57(3), 344–364.
- Weber, Jutta. (2001). Ironie, Erotik und Techno-Politik: Cyberfeminismus als Virus in der neuen Weltunordnung? *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie*, 12(24), 81–97.
- Weber, Max. (1988). Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. In Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie* (S. 237–573). Tübingen: Mohr.
- Winker, Gabriele. (2004). Internetforschung aus Genderperspektiven. In Sylvia Buchen, Nena Helfferich & Maja Maier (Hrsg.), *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen?* (S. 123–140). Wiesbaden: VS Verlag.

Zur Person

Kai Dröge, Dr. rer. soc., geb. 1972, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung Frankfurt am Main sowie Dozent an der Hochschule Luzern. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie des Ökonomischen, Kultur-, Medien- und Paarsoziologie, Soziale Ungleichheit.

Kontakt: Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt am Main

E-Mail: k.droege@em.uni-frankfurt.de

Forschungsblog: <http://romanticentrepreneur.net>